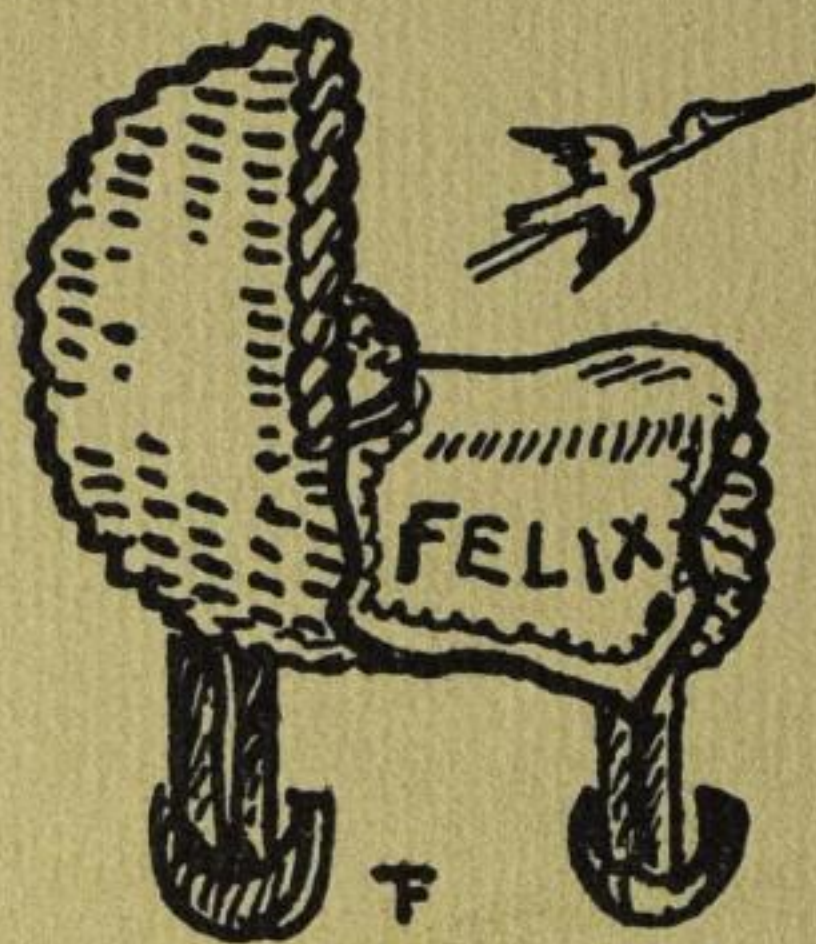


LEBENS BILD



TIMMERMÄNS

16

Sächsische

**Z** | **8**<sup>o</sup>

2144

Landesbibl.











Die Bohrer

Ein Schriften von Leben - und Tode

1874

Verlag

Herausgegeben durch die

Verwaltung der Bibliothek zu



# ✓ Bekenntnisse

Eine Schriftenfolge von Lebens- und Seelenbildern  
heutiger Dichter



Sechzehntes Heft

Herausgegeben durch die  
Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz



Felix Timmermans

Lebensbild



Mit elf Zeichnungen des Dichters

1932

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz

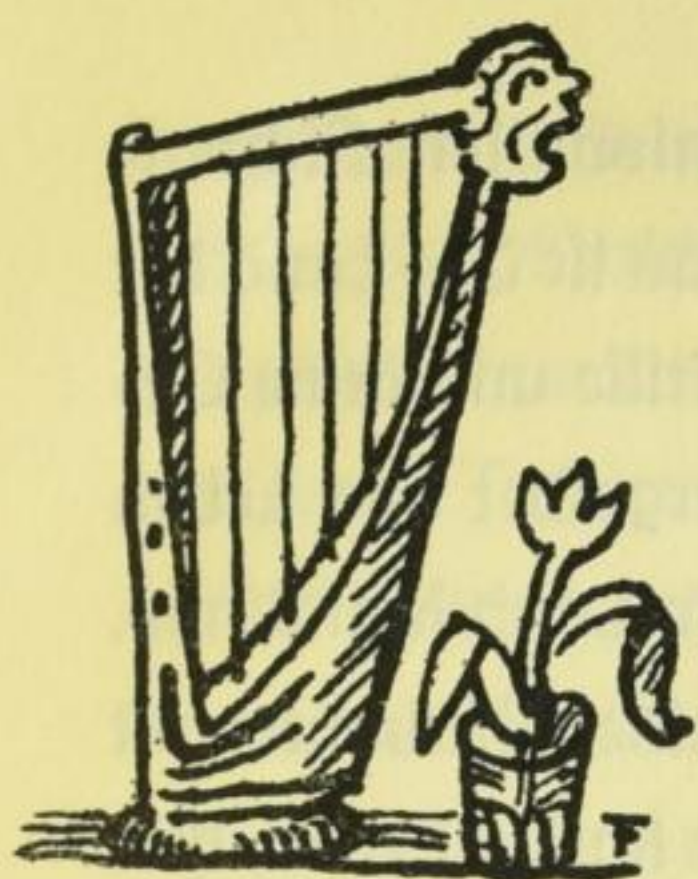


Sächsische  
Landesbibliothek

19 JULI 1995

Dresden





Man macht sich oft eine falsche Vorstellung über ein Buch und seinen Autor. Man glaubt vielfach, daß ein Buch nur so einfach niedergeschrieben wird, so ungefähr als wenn ich zu meiner Frau Marielchen sagen würde:

„Ich habe nun eine traurige Geschichte geschrieben, jetzt will ich einmal etwas Lustiges erzählen.“

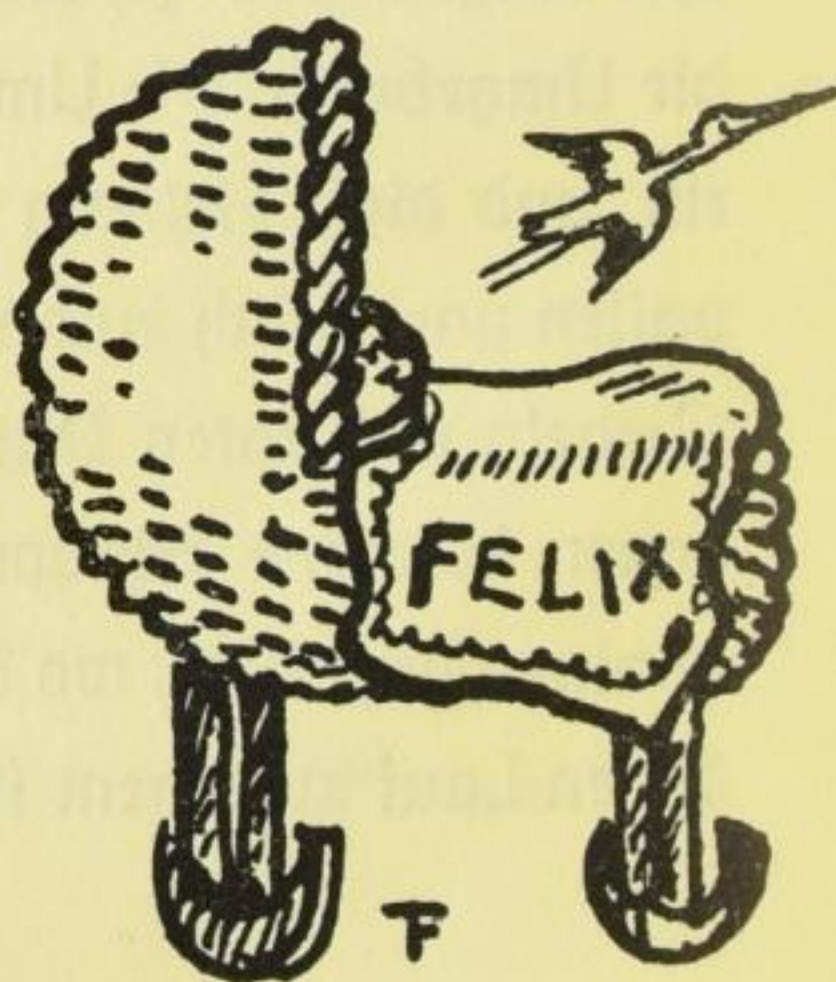
Aber ein Buch ist der Inhalt eines Herzens, und man kann nicht im Voraus sagen: „Jetzt werde ich mal traurig sein.“ Ein Buch wächst wie eine Frucht. Das Wachsen geschieht im Innern, es braucht kurze Zeit oder es dauert Jahre, und das Schreiben ist nur das Pflücken dieser Frucht.

Dann gibt es noch den Saft, aus dem die Inspiration ihre Nahrung saugt, und dieser Saft ist für mein Werk die Umgebung. Die Umgebung ist meine treue Helferin, und diese Helferin ist die kleine Stadt Lier. Wir passen vorzüglich zusammen. Lier, mit seinen weißen Giebeln und roten Dächern, mit seinen Wällen, von denen hölzerne Windmühlen weit ins Land hinein winken, liegt dort, wo die drei Nethen ihren gewundenen Lauf zu einem silbernen Knoten vereinen. Im



Norden dehnen sich die geheimnisvollen Fichtenwälder der stillen Kempen aus. Das ist das Land der Einsamkeit und der Demut, eine stille und arme Gegend, aber ein schöner Glaube vergoldet das Leben ihrer biedern Menschen. Es ist das Land Memlings. Im Süden wogen die üppigen Felder Brabants mit ihren reichen Ernten. Hier herrscht lautes Leben, hier gibt es barocke Kirchen, überladen mit lustigen Schnörkeln. Auch hier lobt man Gott, aber mit einem Stück Speck im Munde. Es ist das Land des Rubens. Mystisches und sinnliches Leben, diese beiden Gefühlspole stoßen in Lier aneinander, und so findet man hier, mehr als irgendwo sonst, die doppelte Natur: die Schenke neben der Kirche, den Himmel ersehrend und das Leben verehrend, den mystisch-sinnlichen Menschen, den Flamen, wie Brueghel ihn so großartig und tragisch dargestellt hat.

Als ich in diesem Städtchen Lier auf die Welt geblasen wurde, am Abend des 5. Juli 1886, war ich das dreizehnte Kind von vierzehn. Ich war eine Zugabe. Für mich war kein Platz mehr im Familien-





Stammbuch, und deshalb schrieb man mich dann einfach auf den Umschlag.

Mein Vater war der Sohn eines Spizzenhändlers, meine Mutter die Tochter eines Schmiedes. Ihre Häuser standen einander gerade gegenüber. Die Liebe verschmolz die beiden Häuser.

Wir wuchsen heran in Spizzen, ich zeichnete bald die Blumen der Mutter nach und erfand neue. Früh schon lauschte ich den armen Arbeiterinnen, die ihre schloßweißen Spizzen bei uns ablieferten, ihrer lastigen Sprache, ihren farbigen Gesprächen und derben Geschichten.

Wenn meine Werke einen gewissen Humor aufweisen, so verdanke ich ihn meinem flämischen Volke, das sehr humoristisch veranlagt ist, und vor allem meinem Vater. Unter Humor verstehe ich nicht einen flachen Optimismus, sondern einen Optimismus, unter dem man den Ernst und die Tragik des Lebens spürt, einen Ernst, über den die Freude siegreich emporblüht. Das flämische Volk war durch alle Jahrhunderte hindurch ein tragisches Volk, das einen harten Kampf zu bestehen hatte, um sich als Volk zu behaupten, das sich aber durch seinen Glauben und sein Selbstvertrauen einen frohen Geist und ein mutiges Herz zu erhalten wußte.



Man denke daran, daß Eulenspiegel, in dem der tragische Kampf Flanderns versinnbildlicht wurde, zugleich der größte Lacher der Welt ist.

Während des Krieges hatten die Leute bei uns nur wenig zu essen, und Fleisch schon gar nicht. Die Vereine – denn wo drei Männer zusammenkommen wird ein Verein gegründet – konnten keine Feste mehr abhalten, und doch hing das Fleisch hie und da so appetitlich in den Schaufenstern der Läden. Ich sah, wie Menschen, die sich nach einem saftigen Braten sehnten, daran vorbeigehen konnten, ohne bitter zu werden, ohne Zorn. Sie zogen einfach den Hut und sagten: „Guten Tag, Fleisch.“

Auch mein Vater war ein großer Humorist. Wenn ich hier mit wenigen Worten von ihm berichte, so tue ich das nicht, weil er mein Vater war, sondern weil ich von ihm die Kunst des Erzählens gelernt habe, weil er unbewußt mitgearbeitet hat an dem „Jesuskind in Flandern“ und an anderen Werken. Er war Spizzenhändler und verkaufte den Bäuerinnen auf dem Lande die Spizzenhauben. Er haufierte damit von Gehöft zu Gehöft und kleidete sich dann immer in der typischen Tracht der Bauern, mit einem langen blauen Kittel, einem roten Halstuch und einer hohen leinenen Mütze.



Denn von einem „Mijn-  
heer“ wollen die Bäuerin-  
nen nicht kaufen, dann  
sind sie betrogen. Des-  
halb zog sich mein Vater  
an wie ein Bauer, und  
nun waren sie nicht be-  
trogen. Er mußte mit-  
unter eine ganze Woche  
von zu Hause fortblei-  
ben, weil es damals noch



keine Straßenbahnen oder Omnibusse gab. Da kam  
er auf den Gedanken, die abgelegenen Dörfer mit  
einem Hundewägelchen, das fünf Hunde zogen, zu  
besuchen. Ich sehe ihn immer noch abfahren. Er stand  
aufrecht in seinem Wägelchen, hielt die fünf Zügel in  
der Hand, knallte mit der Peitsche und sang ein Lied  
dabei. Der Wind blies in seinen blauen Kittel, und so  
fuhr er fort wie ein römischer Triumphator. Da blieb  
dann die Mutter allein mit den vierzehn Kindern und  
mußte außerdem den nicht leichten Spikeshandel be-  
treuen. So war es begreiflich, daß sie sich nach dem  
Abend lehnte, um ruhig arbeiten zu können, und  
wenn sich der erste Stern am Himmel zeigte, rief sie



uns herein, zählte die Häupter ihrer Lieben, und wenn die Zahl stimmte, sagte sie: „Stillgestanden.“ Sie warf ein Kreuz über uns: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Alle hinauf!“ Wir mußten ins Bett, wenn auch widerwillig.

Wenn der Vater dagegen nach Hause kam, gingen wir recht gerne schlafen, denn er deckte uns selber zu und brachte von seinen Fahrten immer etwas Neues mit: schöne Märchen und Lieder.

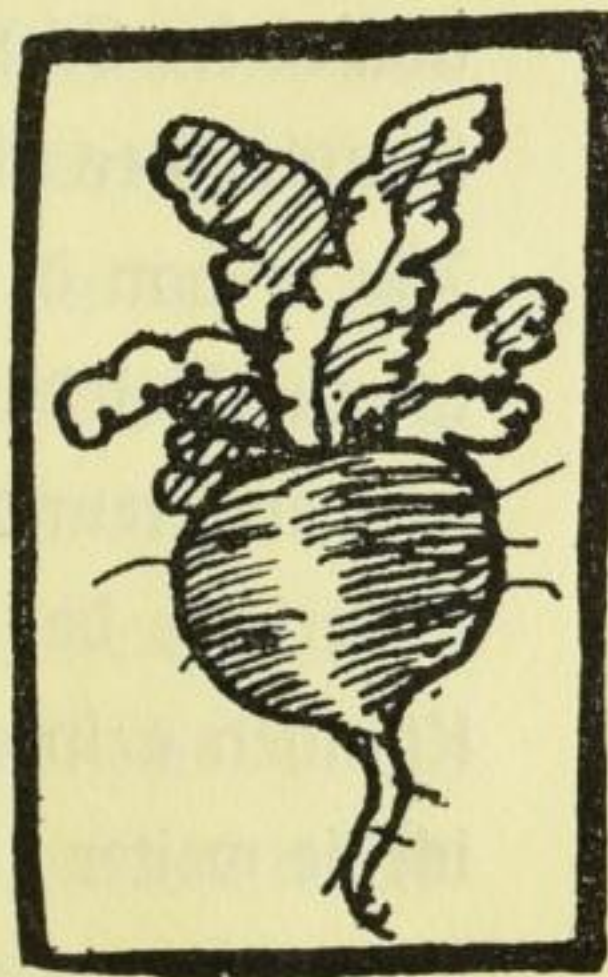
Und da zeigte sich gerade sein Humor. Es geschah, daß er in einer ganzen Woche nicht genug verkauft hatte, um die Unkosten zu decken, und wenn man dann weiß, daß da zu Hause die Mutter mit vierzehn Kindern wartet auf den dringend benötigten Verdienst, dann ist, glaube ich, wohl Grund genug vorhanden, um mißlaunig und verdrießlich zu sein, aber er verlor seinen Frohsinn und seine Munterkeit nicht dabei. Nicht für sich selbst, sondern unsertwegen. Und darin liegt gerade die Kraft des Humors, daß er sich andern überträgt.

Er hätte sich sagen können: Mögen sie sich zu Hause schinden und plagen, ich kanns nicht ändern. Aber er wollte uns eben eine Freude bereiten. Für jedes Kind hat er stets von allen Reisen etwas mitgebracht, und

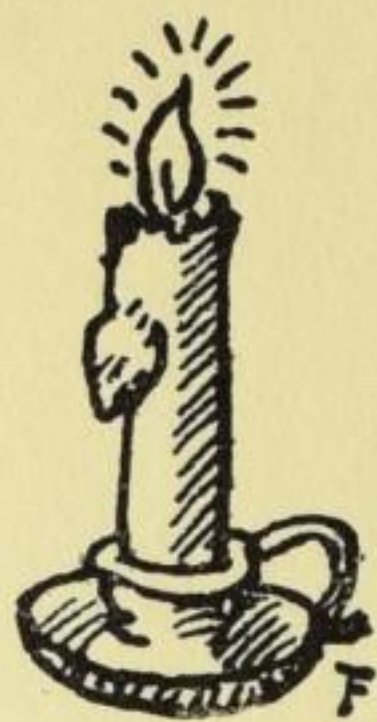


jedesmal etwas, womit wir sehr glücklich waren. Das ist aber gerade nicht sehr leicht, wenn der Verdienst nicht ausreicht.

Aber sein humoristischer Geist fand immer einen Ausweg. So brachte er uns eines Tages eine ganze Hutschachtel voll Maikäfer mit. Es gibt doch nur wenige Dinge, worüber ein Kind sich mehr freut als über fünftausend Maikäfer. Aber es ist nicht immer Mai, und so brachte er uns ein anderes Mal russische Rübchen mit. Es waren weiße Knollen, die unten ein Schwänzchen und oben eine Husarenmütze trugen. Aber Rüben, die gab es doch nebenan in Hülle und Fülle, eine ganze Schürze voll für ein paar Pfennige. Diese aber waren schön in Apfelfinenpapierchen gewickelt. „Das sind russische Rübchen,“ sagte er, „ich habe sie in Holland von russischen Juden gekauft.“ Sie hatten zwar Farbe, Form und Duft von unseren Rüben, aber der Geschmack war russisch. Ich war so stolz darauf, daß ich am nächsten Tage zwei von diesen Rüben mit in die Schule nahm. Meine Freunde fanden sie noch viel russischer als ich selbst.







Aber die Erzählungen. Es war eine wundervolle Zeit. Ich sehe uns noch die Treppe hinaufsteigen: eine lange Reihe von Kindern. Der Vater kam mit dem Kerzenleuchter hinterher. Als wir dann alle im Bett lagen, erzählte er uns dieselben Märchen, die auch wir noch heute unsern Kindern erzählen: von Schneewittchen und den lieben Zwergen, vom Rotkäppchen, von Genoveva von Brabant. Wir fangen immer an: „Es war einmal.“ Aber das ist so unbestimmt, als ob nie etwas gewesen wäre. Er fing immer an: „Ich war einmal.“ Denn er war überall dabeigewesen. Er trat jedoch nie stark in den Vordergrund, nur ab und zu, und dann zur rechten Zeit. Als der Wolf Rotkäppchen fressen wollte, kam mein Vater gerade dazu und erschlug den Bösewicht mit einem großen Beil. Nun wußten wir, daß dieses Scheusal ein für allemal erledigt war, und brauchten es nicht mehr zu fürchten.

Als er von den drei Königen erzählte, da fügte er hinzu: „Und der Schwarze läßt dich schön grüßen.“ Mit meinen Freunden suchte ich die Stelle auf, nur eben außerhalb der Stadt, wo mein Vater mit den drei Königen gesprochen hatte. In meiner Phantasie sah ich sie weiter über die Feldwege wandern, an jenem Bauernhäuschen vorbei, durch das Fichtenwäldchen



ziehen und über die Nethe fahren. Ich sah, wie sich alles in unserer Gegend abspielte, und was mein Vater von den schönen Evangeliengeschichten erzählte, das stellte ich mir immer vor, als wäre es in der Umgebung von Lier geschehen.

So war es dann ganz natürlich, daß ich mir später die Legende vom Jesuskind so gern in unserem eigenen Lande vorstellte.

Mein Vater lernte uns schöne alte Volkslieder und spielte für uns mit einem kleinen Puppentheater den Faust und den Löwen von Flandern. Bald aber spielte ich sie selber mit meinen Freunden auf dem Dachboden oder in einem Schuppen.

Ich war ein schlechter Schüler, war meistens einer der Letzten in meiner Klasse, aber zur Freude meiner Mutter noch nie der Letzte gewesen. Einmal wurde mir bei der Preisverteilung nicht ein einziges Buch als Preis überreicht. Traurig verließ ich das langweilige Schulgebäude. Aber draußen vor der Tür stand mein Vater: eine Bismarck-Figur, aber ohne dessen strenge Gesichtszüge. Ich fürchtete Prügel zu bekommen, aber siehe, er holte ein Bündel von acht Preisen hervor und sagte, daß sie ihm der Direktor loben gebracht habe, daß die Verkündigung der Namen



faßlich und ich der Fünfte meiner Klasse wäre. Und stolz zeigte ich mich bei allen Verwandten, die mir als Belohnung Geld gaben für meine Sparbüchse. Als ich nun nach Hause kam und meiner jüngsten Schwester das Geld zeigte, wollte sie die Hälfte davon haben. Ich fragte erstaunt, wie sie dazu käme, und sie antwortete: „Das sind doch meine Preise vom vorigen Jahr.“

Meine Kinderzeit ging vorüber mit Zeichnen, Lesen, Erzählen. So wie bei jedem Flamen, zeigte sich auch bei mir die zwiespältige Natur: ein Zug zur Realität, zum Sinnlichen und eine Neigung zur Mystik. Meine abendländische Mystik erlag aber bald dem betäubenden Einfluß des Orients und ich ergab mich dem Studium des Okkultismus, Buddhismus, Kabbalismus und ich weiß nicht wieviel anderen Ismen. Aber ich wagte es nicht, einen Ismus daraus zu wählen und danach zu leben. Ängstgefühl, Furcht vor dem Leben und Aberglaube waren die Folgen, und hieraus wurde das graulige Büchlein „Dämmerungen des Todes“ geboren. Es enthielt nicht ein Komma Lebensfreude.

Da warf mich eine schwere Operation hilflos aufs Krankenlager. Ich glaubte den letzten Atem auszu-

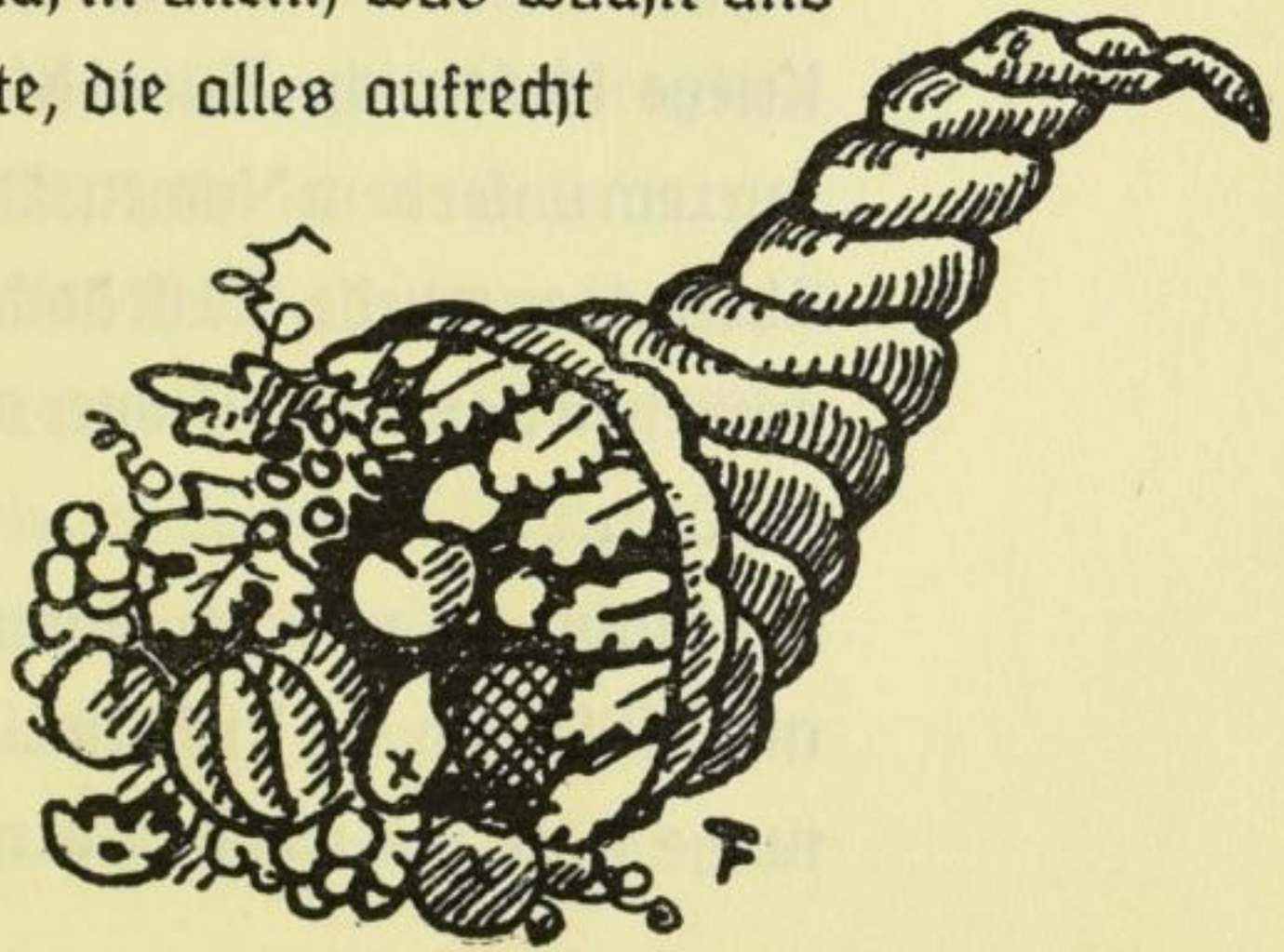


hauchen, aber ich tat es nicht. Eine neue Lebensfreude richtete mich auf. Aber jetzt nicht mehr, um den Schlüssel aller Mysterien zu suchen – sie konnten mir gestohlen bleiben – sondern um zu leben, dankend und bewundernd zu leben.

Und hieraus erwuchs „Pallieter“.

„Pallieter“ ist nichts anderes als der Erlösungsschrei einer Seele, die sich in die Finsternis hineingearbeitet hatte, und nun voll Sehnsucht dem Lichte zustrebt. Die Erlösung bestand darin: einfach und unbefangen wie ein Kind zurückzukehren zur Natur mit ihren Feldern und Sternen, mit ihrem Wachstum, ihren finstern Kräften und ihrer ewigen Schönheit. Ich habe die Natur kennen gelernt an einem dürren Blatt, von dem nichts übrig geblieben war als die zarte Tüllgräte, und sofort fühlte ich in allem, was wächst und lebt, die spröde Tüllgräte, die alles aufrecht erhält, durchnerot und durchgeistigt.

Am selben Tage, an dem ich den „Pallieter“ beendet hatte, brach der Weltkrieg los. Da kam die dunkle Ver-





lassenheit einer verwüsteten Stadt in Kriegzeiten über mich. Ich lehnte mich zurück nach der Jugend, wo alles so wunderschön gewesen war, so grundverschieden von der häßlichen Gegenwart. Aus den Erzählungen meines Vaters und aus den alten Gebeten meiner Schwiegermutter, die bei uns wohnte – eine gute Schwiegermutter – lebten, frisch und farbig wie auf gemalten Kirchenfenstern, die vergessenen Vorstellungen des Jesuskindes wieder auf, die ich in mein Herz zurückgedrängt hatte. Und ich selber lebte dabei auf, jugendlich wie eine Osterblume, und ich schrieb „Das Jesuskind in Flandern“. Nun lauschte ich dem Städtchen, und ich hörte es erzählen aus all seinen Steinen und glitzernden Fenster Scheiben. Der Beginenhof erzählte mir „Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa“, und ich habe sie nachgezählt. Nach dem Kriege schrieb ich „Anna=Marie“, ein Werk, das vor kurzem unter dem Namen „Die Delphine“ ins Deutsche übertragen wurde. Es ist doch wunderbar, wie ein Buch entstehen kann. Der Dichter wundert sich nachher selbst darüber.

Zu Hause in meinem Rumpelkasten liegt noch ein altes Bild aus der Biedermeierzeit, das eine sehr liebe junge Frau mit wehmütigen Augen und verlangen-



dem Mund darstellt. Nach der Mode jener Zeit trägt sie das Haar in drei Stufen, und eine lange Korkzieherlocke fällt ihr auf die rechte Schulter. Ich habe nie gewußt, wen dieses Bild darstellt, hatte aber einmal geäußert, über diese Frau könne man eine schöne Geschichte erzählen. Eines Tages sagte meine Mutter, als ihr das Bild in die Hände kam: „Das ist eine Verwandte von uns.“ Aber sie wußte nicht, von welcher Seite. Ich vergaß das Bild. Ein paar Jahre später, in einer Winternacht zwischen zwei und drei Uhr morgens, hörte ich in unserer stillen Straße einen Mann ein sehr wehmütiges Lied singen. Er sang das Lied ohne Worte, indem er eine Bassgeige nachahmte. Er hatte eine zarte angenehme Stimme. Ich konnte mir nicht denken, wer es sein konnte, habe es übrigens auch nie erfahren. Aber er sang so gefühlvoll, mit einer seelenvollen Stimme ein Lied, das aus tiefbedrängtem Herzen kam. Ich kannte das Lied nicht, habe es auch später nie wieder gehört, aber es ließ mich gleich an Rußland denken, an etwas sehr Fernes und Mystisches, an die Demut der russischen Seele, an die wehmütige Unendlichkeit der Steppen. In meiner Phantasie sah ich Ikone und Kaukasusberge. Etwa zehn Jahre vorher war in unsere kleine Stadt ein Herr aus Rußland zurück-



gekehrt, der eine hohe, dünenlandfarbige Pelzmütze trug. Dachte ich an ihn? Ich weiß es nicht. Aber ich lauschte, lauschte, bis die Stimme am Ende der Straße wegstarb. Das Lied machte auf mich einen tiefen Eindruck. Plötzlich dachte ich an das Bildnis, das vergessen in meinem Rumpelkasten lag. Lebhaft stellte ich mir vor, daß diese Frau diesem Lied gelauscht hatte, und wie sie in der nächsten Nacht wieder sehnlüchtig und ängstlich dieser Stimme lauschen würde. Drei Nächte hintereinander würde sich das wiederholen, und das Lied hatte in ihr die Liebe zu diesem unbekanntem Mann entfacht. Einige Tage später würde sie ihm bei irgendeiner Gelegenheit begegnen. Es kam so weit, daß sie sich liebten. Da entdeckte sie, daß er verheiratet war, und in ihr entstand ein Kampf zwischen ihrer Liebe und ihrem Gewissen. An diesem Kampf würde sie zugrunde gehen.

Da hatte ich plötzlich eine Geschichte, gewachsen aus diesem Lied und diesem Bild. Am nächsten Tag fing ich schon an zu schreiben. Die Geschichte sollte sich in der guten alten Zeit in unserer kleinen brabantischen Stadt abspielen. Auf der zehnten Seite geriet ich ins Stocken. So etwas war in unserem Städtchen nicht möglich, man kennt sich, und man weiß, bevor man





sich verliebt, wer verheiratet ist und wer nicht. Deshalb ließ ich die Frau, die ich Anna-Marie genannt hatte, aus einem anderen Lande kommen, aus Italien. Aber unterwegs blieb sie stecken. Es mag sein, daß man von Lier nach Italien geht, aber

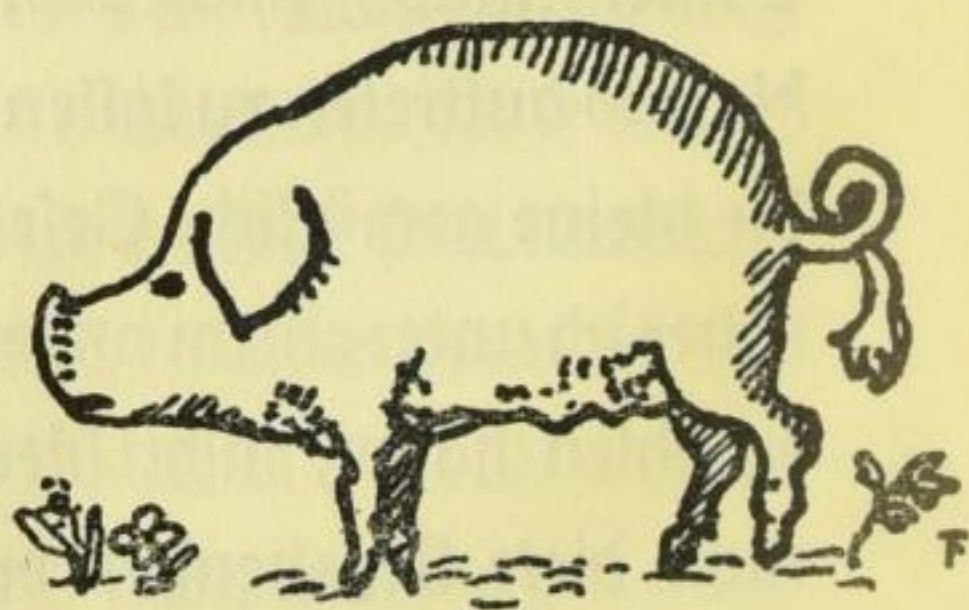
kein Mensch kommt aus Italien nach Lier. Nach Lier kommt man nur aus Versehen. Deshalb habe ich eine Erbschaft in die Geschichte eingeflochten. Für eine Erbschaft kommt man schon nach Lier. Und nun kam sie. Jetzt brauchte ich natürlich auch einen Notar. Ich kannte ein Original, das ich als solchen auftreten ließ. Aber dieser Mann hatte natürlich nun auch wieder seine Liebesgeschichte. So kam eins zum andern. Ich fand, daß es eine günstige Gelegenheit war, auch unseren Onkel Rikus – alias van de Nalt – als Freund des Notars auftreten zu lassen. Und warum sollte ich dann die kleine gemütliche Gesellschaft „Die Delphine“, worüber ich unter einem andern Namen schon soviel hatte erzählen hören, nicht hier verwenden? Und warum nicht diese Begebenheit erwähnen und warum nicht



jene? Und so entstanden „Die Delphine“, aus einem unbekanntem Lied und einem alten Bildnis einer unbekanntem Verwandten. Viel ist manchmal nicht nötig, um ein Buch entstehen zu lassen: ein fallendes Blatt, ein Lied oder ein Vogel, der durch den Abendhimmel zieht, und gleich öffnen sich uns Horizonte, die man bis dahin nicht vermutet hatte. Nur das Schreiben erfordert ein wenig Geduld und Hingabe, und natürlich auch Feder und Papier.

Dann entstand „Der Pfarrer vom blühenden Weinberg“. Ich habe einen Pfarrer gekannt, der seine verschiedenen Weinsorten mit so ausgesuchten Namen zu bezeichnen pflegte, und auch die Liebe der kleinen Leontine ist dem Leben nachgebildet.

Inzwischen hatte ich verschiedene kurze Erzählungen geschrieben, die dann zusammen unter dem Titel „Das Licht in der Laterne“ erschienen. Darin kommt auch „Das Schweinchen“ vor. Ich weiß noch ganz genau, wie diese kleine Geschichte entstanden ist. Ich ging mit meinen beiden Kindern – ich habe jetzt vier und hoffe, daß es dabei nicht bleiben wird –, mit Cäcilia und





Klärchen, an einem Sonnabend auf den Wochenmarkt. Hier gibt es alles zu kaufen, was man sich nur denken kann: Gemüse, Fleisch, Heringe, holländischen Käse, Kleider, Blumen und Schweinchen: lebende und geschlachtete. Wir standen gerade vor den lebenden. Und als die Kinder mich nun nacheinander fragten, warum die Schweinchen so nackend herumlaufen, warum ihr Schwänzchen wie eine Ringellocke ausliegt, da habe ich denn als Vater die Geschichte von dem Schweinchen erzählen müssen.

Vielerlei Anregungen zu meinen Erzählungen stammen von Karlemann. Karlemann war ein armer Schuhmacher aus unserer Nachbarschaft, ein wirklich guter Kerl. Er war Trommler gewesen bei den Soldaten, war ein großer Kinderfreund und schwärmte für Geschichten. Er hatte mich mit anderen Freunden jeden Abend um seine Lampe. Und während er das Leder auf seinem harten Knie weich klopfte, erzählte er Geschichten, die er auch immer selbst erlebt hatte, so daß ein Freiherr von Münchhausen ein Kind scheinen mochte im Vergleich zu ihm. Er machte es manchmal so bunt, daß seine mit Spitzenarbeit beschäftigte Frau aufsprang und das Wort „Lügner“ dazwischen rief. Allmählich kam dann die Zeit der Bücher. Ich besuchte die Kunst-

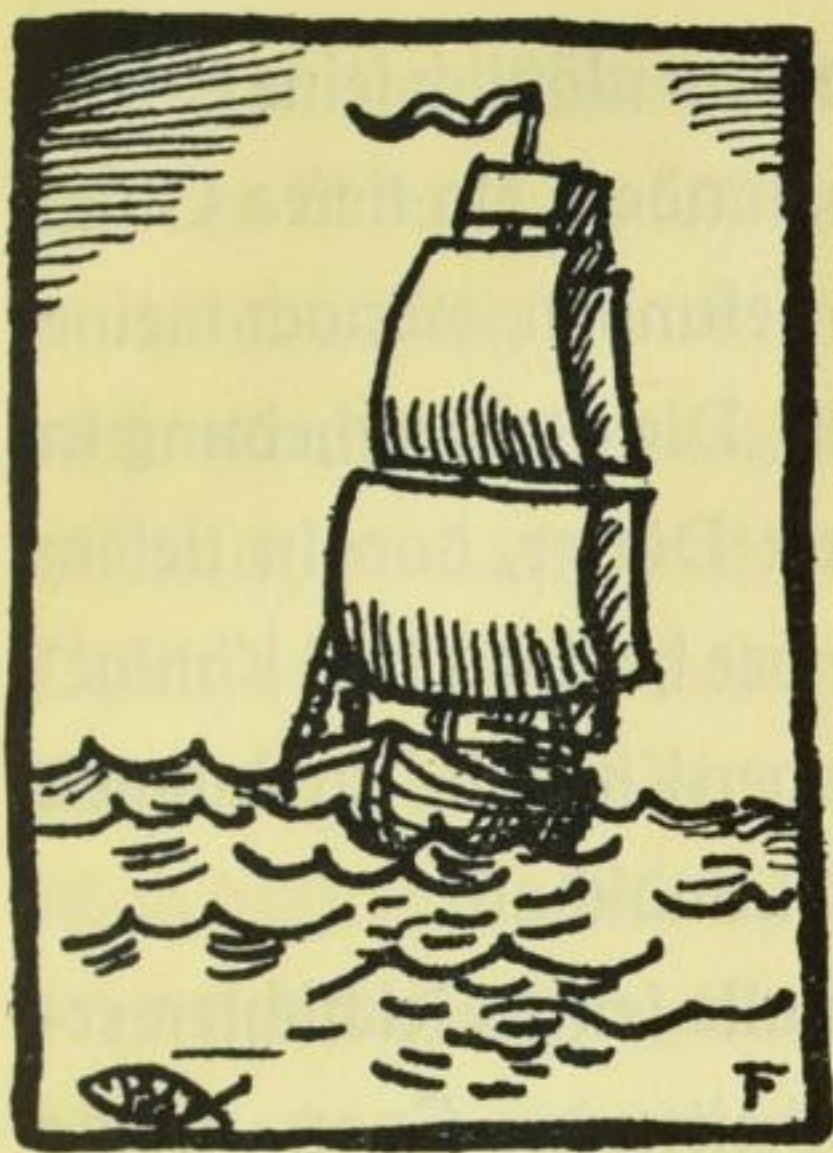


akademie, und nach und nach füllte sich mein Rumpelkasten mit Zeichnungen, Theaterstücken, Erzählungen und Gedichten.

Denn obwohl ich nun schrieb und dichtete, blieb es mein lebhafter Wunsch, einmal Maler zu werden. Oh! Maler werden!

Als ich etwa zwölf Jahre alt war, ging ich an einem Donnerstag mit einem Freund in den Papageienwald, um Haselnüsse zu pflücken. Ich weiß noch ganz genau, daß wir von Rubens sprachen, denn ich hatte nach einem seiner Stiche die vier Negerköpfe gezeichnet. Indem wir so dahin schlenderten, bemerkten wir auf der Landstraße den großen Frachtwagen, der regelmäßig nach Antwerpen fuhr, und aus beider Mund fiel der sehnsüchtige Wunsch: Wollen wir nach Antwerpen fahren? Antwerpen mit seinen vier großen Sehenswürdigkeiten: die Schelde mit dem Hafen, der Tiergarten, der berühmte Keller mit dem Puppenspieltheater und das Museum mit den vielen herrlichen Gemälden von Rubens! Wir hatten gerade Ferien und es war Donnerstag. „An einem Donnerstag haben wir überall freien Eintritt“, sagte mein Freund, dessen Tante in Antwerpen wohnte. Wir lasen einander die Sehnsucht vom Gesicht. Eine Zeitlang liefen wir, wie angezogen,





neben dem Wagen her. Wir wagten es nicht, den barschen Fuhrmann zu fragen, ob wir mitfahren durften, aber wir setzten uns so bequem wie möglich in die Ketten, die unter dem Wagen hingen, und in denen oft Fässer mitgeführt wurden. Da saßen

wir nun auf den harten Kettengliedern wie in einer Schaukel, während unsere Hacken über das bucklige Steinpflaster schleiften.

So kamen wir nach einer zweistündigen Fahrt in Antwerpen an, wo ein Polizist uns augenblicklich unter dem Wagen fortjagte. Mein Freund, der früher bei seiner Tante gewohnt hatte, wußte den Weg. Wir gingen erst an die Schelde und dann zu Rubens. Wir hatten tatsächlich freien Eintritt, und mit einer staunenden Ehrfurcht stand ich schaudernd vor den überwältigenden Gemälden des flämischen Meisters. Aber da fand ich in einem andern Saal die Werke von Pieter Brueghel, dem Älteren. Oh! Ich war tief erschüttert, aber nicht mehr mit dem Gefühl, einem König gegenüber zu



stehen, sondern wie ein Kind, das plötzlich seine Eltern wiederfindet. Kein Staunen, sondern ein tiefes Glück erfüllte mich. Ich hatte das gefunden, wonach meine Seele verlangte. Dort hingen „Die Steuererhebung in Bethlehem“ in einem unserer Dörfer, das in tiefem Schnee daliegt, „Der Besuch der heiligen drei Könige“ und „Der Mord der unschuldigen Kindlein“ im Rahmen unserer eigenen flandrischen Landschaft.

Genau so hatte mein Vater alle seine Geschichten erzählt, und auch die Begebenheiten des Evangeliums spielten bei ihm in Flandern. Ich hatte mich gegen diese Art der Darstellung gesträubt und mich darüber ein wenig geschämt, aber jetzt, da ich sah, daß ein Brueghel den Mut gehabt hatte, sich ihrer zu bedienen, gewann sie für mich einen ganz neuen Reiz. Ich jubelte, denn niemand konnte mir fortan das Recht streitig machen, es genau so zu halten. Es war wie eine Befreiung. – Ich fühlte mich überglücklich, aber mein Freund hatte einen Bärenhunger und wollte zu seiner Tante. Ich hatte auch einen Bärenhunger, aber keine Tante. Wir gingen also zusammen, standen aber bald vor verschlossener Tür. Es wurde allmählich dunkel, und hungrig gingen wir dann zu Fuß nach Lier. Wir hatten einen Weg von drei Stunden vor uns. Unterwegs holten wir uns



Rüben auf den Feldern, aber diesmal keine russischen, um den Hunger zu stillen. Es war sehr spät, als wir nach Hause kamen, wo eine geängstigte Mutter mich nicht gerade sehr freundlich empfing. Aber ich war zu glücklich, um mich viel darum zu kümmern. Und jenes Glück hat mich im Leben nie verlassen. Von jenem Augenblick an zeichnete und schrieb ich (beides tat ich schon früh) unter dem Einfluß jener Bezauberung.

Wenn man aber einen Künstler so sehr bewundert, dann will man auch über sein Leben unterrichtet sein. Aber niemand kannte das Leben Brueghels. Als ich dann später in dem Buch des Malers Karel van Mander das wenige las, was uns über ihn berichtet wird, und als ich diese dürftigen Angaben mit seinem Werk verglich, da tauchte vor mir das Bild eines Menschen auf mit einer zwiespältigen Natur, eines schwachen, ängstlichen, unentschlossenen Menschen, der beständig einen inneren Kampf führte zwischen Licht und Dunkel, der niemals wählen oder entscheiden konnte, der nur stark war, stark wie die Erde, in seiner Kunst, nur in seiner Kunst. Brueghel war für mich eine Lampe, die ich wie ein Heiligtum mir vorantrug.

So liest der Samen der meisten meiner Werke in meiner Jugend. Auch mit dem Sankt Franziskus, an dem



ich jetzt arbeite, verhält es sich nicht anders. Schon in meiner Jugend lehnte ich mich danach, Italien kennen zu lernen, und die Stätten zu besuchen, an denen der große Heilige gelebt und gewirkt hatte. Die Sehnsucht nach Italien befiel mich damals bei meinem Großvater. Er war ein Schmied, ein alter Mann mit langen weißen Haaren, wie ein Sankt Joseph ohne Vollbart. Er stand in der halbdunklen Schmiede, nicht mehr fähig zu arbeiten, aber das Schmieden ließ ihm so in den Gliedern, daß er es nicht lassen konnte. Sein Arm war steif geworden, und wenn die Schulkinder ihn so unbeholfen bei der Arbeit sahen, riefen sie spottend: „Butterschmied! Butterschmied!“ Dann zog er sich zurück in die helle Wohnküche zur Großmutter, die meistens am Fenster saß, wo sie nähte oder stückte. Auf der Fensterbank standen fünf Blumentöpfe mit Geranien und ein Topf mit einem Apfelfinenbäumchen, an dem nach sorgfältiger Pflege und Mühe jährlich etwa fünf kleine rote Apfelfinen wuchsen, von der Größe eines Fingergliedes. Aber das Bäumchen war der Stolz ihres Hauses. Auch ich war stolz darauf, und wenn bei meinen Freunden von wundervollen Dingen die Rede war, die dieser oder jener gesehen haben wollte, verblüffte ich sie einfach mit den Worten: „Aber bei





meinem Großvater steht ein Äpfelinenbaum." Es ist wohl selbstverständlich, daß ich nicht hinzufügte, wie groß dieser Baum war. Und der Großvater wußte auch so fesselnd zu erzählen über das Land, wo die Äpfelinen blühen.

Dort wüchsen sie nur so an den Straßen und auf den Marktplätzen in solcher Menge, daß die Leute eiserne Hüte trügen, damit sie keine Beulen bekämen von den herabfallenden Äpfelinen.

Und er erzählte auch, daß in diesem Lande der heilige Franziskus gelebt hätte, der den Wölfen und den Vögeln predigte. Kein Wunder, daß in mir die Sehnsucht erwachte, nach Italien zu reisen. Aber ein Verlangen wächst mit der Zeit, und wenn zu Ostern die Glocken aus Rom zurückkehrten und viele Eier mitbrachten, deren ich eine Menge im Grase fand, da war ich wohl glücklich, weil ich so artig gewesen, aber es hätte mir doch viel mehr Spaß gemacht, einmal die



Hühner des Papstes zu sehen, die diese Eier gelegt hatten.

Die Sehnsucht nach Italien wurde noch verstärkt, als ich dann die Lierer Akademie besuchte, wo ich die Gipsfiguren von Göttern und Göttinnen nachzeichnete. Der Direktor sprach uns mit soviel Begeisterung über die edlen Formen und harmonischen Linien, daß ich von neuem nach Italien verlangte, wo diese Götter und Göttinnen in echtem Marmor in der Sonne glänzen. Als ich dann „Die Delphine“ niederschrieb und die Anna-Marie aus Italien kommen ließ, da wurde meine Sehnsucht noch größer.

Beim Lesen der „Fioretti“, der Blümlein des heiligen Franziskus, habe ich mir sogleich vorgenommen, über diesen Heiligen einmal zu schreiben. Aber ich wollte ihn nicht nur als Heiligen, sondern auch als Menschen schildern. Da wurde mir aber klar, daß man dazu das Land kennen müsse, daß ihn für seine Gedichte in Worten und Taten inspiriert hat. Aber man ist verheiratet, man hat Kinder, und da kommt man so leicht nicht fort. Ich sagte zu Marielchen, meiner Frau: „Ich muß durchaus Italien sehen, ich will über Sankt Franziskus schreiben.“ Sie antwortete: „Ja“, aber mehr sagte sie nicht. Als ich die Sache nach einiger Zeit wieder



aufs Tapet brachte, da sagte sie zweimal: „Ja“, ohne etwas hinzuzufügen. Endlich erklärte ich entschlossen: „Ich reise nach Italien.“ Und sie antwortete, was alle Frauen antworten würden: „Ich gehe mit.“ So reisten wir denn zusammen ins Land der Äpfelinen, und ich habe in der Tat den Sankt Franziskus gefunden, den ich suchte, und an dem ich jetzt arbeite.



F







## Felix Timmermans: Lebensbild

Sechzehntes Heft der Bekenntnisse

wurde erstmalig als neunzehnte ordentliche (vierzigste Gesamt-) Veröffentlichung und erste Jahressgabe für 1932 im Auftrage der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz herausgegeben. Das Werk, mit elf Zeichnungen von Timmermans geschmückt, wurde im Frühjahr 1932 von der Buchdruckerei Wilhelm Adam, Chemnitz, in der Peter Jessen-Schrift der Schriftgießerei Gebr. Klingspor, Offenbach, auf handgeschöpft Zanders-Bütten gedruckt. Den Zwischeneinband arbeitete Albin Heumer, Chemnitz. Von den 620 in der Presse gezählten Stücken tragen die ersten 100 römische Ziffern und sind von dem Dichter handschriftlich gezeichnet.

Dieses Buch trägt die Nummer

585



Felix Timmermans: Lebensbild

Gezeichnet von der Hand des Verfassers

Das Leben des Verfassers ist ein Beispiel für die  
Vollendung der Kunst. Er hat die Kunst der  
Lebensgestaltung zu einer Kunst gemacht. Die  
Kunst des Lebens ist die Kunst der Liebe. Die  
Kunst des Lebens ist die Kunst der Arbeit. Die  
Kunst des Lebens ist die Kunst der Wissenschaft.  
Die Kunst des Lebens ist die Kunst der Tugend.  
Die Kunst des Lebens ist die Kunst der Gerechtigkeit.  
Die Kunst des Lebens ist die Kunst der Frömmigkeit.  
Die Kunst des Lebens ist die Kunst der Weisheit.

Das Leben des Verfassers ist ein Beispiel für die



















and 101 -

Hinweise

Ers.

Signatur	Z. 8° 2744	Stok	1/2
----------	------------	------	-----

RS

16

Bub

AK 26. 11. 85

Titelaufn.

AKB

18. 11.

FK

S.T. 17 Holl. Prosa 26. 11. 13

Bio K

Bild K

Timmermans, Felix

1886 - 1947 (Kempel) 27. 11. 7

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihe-  
vermerk

Z. 8° 2744



